

btb

»In meiner Kindheit war ich als der Junge bekannt, dessen Mutter mit einem Engländer durchgebrannt war«, so beginnt die Geschichte von Myshkin und seiner Mutter Gayatri, die immer Künstlerin sein wollte und eines Tages aus der Enge ihrer Ehe und der Tradition ausbricht. Es sind die dreißiger Jahre, in Indien werden die Bestrebungen, sich von der britischen Kolonialherrschaft zu befreien, immer stärker, in Deutschland sind die Nationalsozialisten an die Macht gekommen.

Noch ist in dem kleinen Ort unterhalb des Himalaya, in dem Myshkin aufwächst, von der prekären Weltlage nichts zu spüren, hier sorgt schon die Ankunft von zwei Fremden für Aufregung. Der deutsche Maler Walter Spies und die Tänzerin Beryl de Zoete wollen den indischen Tanz studieren und finden in Gayatri eine kundige Führerin. Und Gayatri – sie ergreift ihre Chance, der traditionellen Ehe zu entfliehen, und zieht eines Tages heimlich mit den beiden weiter nach Bali, um sich als Malerin zu verwirklichen. Der Preis, den sie für ihre Freiheit zahlt, ist hoch: Sie muss ihren Sohn zurücklassen. Erst im Alter versucht Myshkin zu verstehen, wie alles zusammenhing, und erzählt die Geschichte seiner Mutter und seiner Familie.

ANURADHA ROY hat mehrere Romane verfasst und lebt in Ranikhet, einer Stadt im indischen Himalaya. Die Autorin war 2016 für den Man Booker Prize nominiert, wurde u. a. 2011 mit dem Economist Crossword Prize und 2016 mit dem D.S.C. Prize for South Asian Literature ausgezeichnet. Ihr Roman »Der Garten meiner Mutter« kam auf die Shortlist des JCB Fiction Prize 2018, des Hindu Literary Prize 2019, wurde nominiert für den Walter Scott Prize for Historical Fiction 2018 und gewann den Tata Book of the Year Award for Fiction 2018. Zuletzt erschien bei Luchterhand ihr Roman »Ton für die Götter«.

WERNER LÖCHER-LAWRENCE, geb. 1956, studierte Journalismus, Literatur und Philosophie und ist der Übersetzer von u. a. Hilary Mantel, Anthony Doerr, Meg Wolitzer und James McBride.

Anuradha Roy

Der Garten meiner Mutter

Roman

*Aus dem Englischen
von Werner Löcher-Lawrence*

btb

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»All the Lives We Never Lived« bei MacLehose Press,
einem Imprint von Quercus Publishing Ltd, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2023

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2018 Anuradha Roy

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020 im

Luchterhand Literaturverlag, München

Umschlaggestaltung: Covergestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von Buxdesign, München

unter Verwendung eines Gemäldes von © Walter Spies / Afterhours Books

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MSP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71770-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Für meine Mutter
SHEELA ROY
und für
SHEILA DHAR
(1929–2001)

»Die Erinnerung erzählt ihre eigene Geschichte.«

Tobias Wolf, *Das Herz ist ein dunkler Wald*

»Tagore ist ganz begeistert ... Es scheinen auf
Bali noch viele Dinge erhalten zu sein, die in
Indien schon verlorengegangen sind.«

Walter Spies, Brief an die Mutter
vom 21. September 1927



In meiner Kindheit war ich als der Junge bekannt, dessen Mutter mit einem Engländer durchgebrannt war. Der Mann war eigentlich Deutscher, aber in einer indischen Kleinstadt galten in jenen Tagen alle weißen Ausländer im Allgemeinen als Briten. Dieser unbekümmerte Umgang mit Fakten ärgerte meinen gebildeten Vater, selbst unter so entsetzlichen Umständen wie dem Verlust seiner Frau an einen anderen Mann.

Der Tag, an dem meine Mutter wegging, war ein Tag wie jeder andere. Es war ein Monsun-Morgen. Ich war neun und ging in die St Joseph's School, die nicht weit von unserem Haus entfernt lag, nur fünfzehn Minuten mit dem Fahrrad. Mein Rad war noch ein wenig zu groß für mich. Ich trug meine Uniform: weißes Hemd, blaue Shorts und Schuhe, die morgens schwarz glänzten und mittags staubig-braun waren. Mein glattes Haar bildete knapp über den Augenbrauen einen geraden Pony. Morgens war es eine nasse Kappe, die mir auf dem Kopf klebte. Meine Mutter schnitt es. Sie setzte mich auf einen Hocker in den Innenhof hinter der Küche, und während der halben Stunde, die sie zum Schneiden brauchte, waren nur verschiedene Variationen von »Wie lange noch?« und »Beweg dich nicht!« zu hören.

Jeden Morgen, bevor ich zur Schule fuhr, klingelte ich so lange mit meiner blechnen Fahrradklingel, bis meine Mutter herauskam, den Nacht-Sari verkrumpelt, Haar und Gesicht noch wirr vom Schlaf. Sie kam und lehnte sich gegen die weißen Verandasäulen, als könnte sie so im Stehen weiterschlafen. Sie war eine Spätaufsteherin, im Sommer wie im Winter, und blieb so lange im Bett wie nur möglich, das Kissen fest umschlungen. Banno Didi, meine Ayah, weckte mich und machte mich für die Schule fertig, dann klingelte ich meine Mutter aus dem Bett. Ich sei ihr Wecker, sagte sie.

Meiner Mutter war es egal, wie sie aussah, und doch war sie immer beeindruckend, ob herausgeputzt oder mit über die Stirn geschmierter Farbe. Wenn sie malend draußen in der Sonne saß, trug sie einen breitrempigen Strohhut mit einem roten Band, in das sie Blumen, Pinsel, Federn steckte, was immer ihr ins Auge fiel. Keiner meiner Freunde hatte eine Mutter, die Hüte trug, auf Bäume kletterte oder den Sari hochzog und Fahrrad fuhr. Meine tat das alles. An dem Tag, als sie sich beibrachte, Fahrrad zu fahren, gab sie nicht auf, wankte, fiel, leckte sich das Blut von den Schrammen und stieg wieder auf. Sie schrie vor Lachen und zeigte die Zähne wie ein Wolf, sagte mein Vater. Sie fuhr geradewegs in die Reihe Blumentöpfe vor der Veranda, ihr langes Haar löste sich, die Augen funkelten, und ihr Sari riss über dem Knie auf. Aber sie sprang zurück auf den Sattel, und weiter ging es.

Ich erinnere mich nicht, dass meine Mutter anders war an dem Morgen, bevor sie mit dem Engländer davonlief, der ein Deutscher war. Bauchige schiefergraue Wolken warteten auf uns, so tief, dass man glaubte, sie berühren zu kön-

nen. Als meine Mutter herauskam, um mir nachzuwinken, sah sie zum Himmel hinauf und schloss mit einem Kiekser die Augen, da Wassertropfen auf sie herunterwehten.

»Der Regen der letzten Nacht hat noch nicht aufgehört«, sagte sie.

Die großen Bäume, die dem Haus Schatten spendeten, glänzten, und wenn der Wind hineinfuhr, schickten sie Schauer von ihren nassen Blättern auf uns herab.

»Die Wolken sind so dunkel, es wird ein schöner Tag. Es wird regnen und regnen, und wenn die Sonne herauskommt, gibt es einen Regenbogen von hier bis zum Bahnhof.« Sie wischte sich mit dem Saum ihres Saris über das Gesicht. »Beeil dich, damit du nicht nass wirst. Hast du ein zweites Hemd in der Tasche? Du darfst nicht bis auf die Haut durchnässt im Unterricht sitzen, sonst bekommst du Fieber.« Ich wollte schon losfahren, da rief sie mich noch einmal: »Warte, stell das Fahrrad ab und komm her.« Sie drückte mich eine lange Minute fest an sich, küsste mich oben auf den Kopf und auf die Stirn. Ich zappelte kräftig, um mich zu befreien, ich war sentimentale Zurschaustellungen ihrer Zuneigung nicht gewohnt und fühlte mich unbehaglich und verlegen. Aber ihre Umarmung erfüllte mich mit pulsierendem Glück, und ich trat in die Pedale und hoffte, sie sah, wie schnell ich durch die Pfützen fuhr und den Matsch zerteilte.

»Vergiss nicht, was ich gesagt habe!«, rief sie hinter mir her. »Komm nicht zu spät.«

»Ich bin rechtzeitig zurück«, schrie ich. »Ich fahre schnell.«

Als kleiner Junge hatte ich oft hohes Fieber; ich wachte mit dem Gefühl auf, mein Körper würde brennen, und stellte fest, dass mein Kopf nach hinten über einen Eimer gelehnt war und jemand kaltes Wasser darübergoss. An die Krämpfe erinnerte ich mich später nicht, nur an die große Erschöpfung danach, die feuchte Haut und die Stimme meiner Mutter nahe bei meinem Ohr: »Wird er wieder gesund? Wird er wieder gesund?« Mein Großvater sagte: »Tief einatmen«, und drückte mir sein Stethoskop auf die Brust. Er brachte seinen baumwollweißen Kopf näher an mich heran und leuchtete mir mit einer kleinen Lampe in den Mund. »Aaah?«, murmelte er. Danach mischte er bittere Tränke, die er in verkorkte, mit Strichen markierte Flaschen füllte. Im Zimmer war es still. Den ganzen Tag glitten Schatten hindurch, und alles, was ich hören konnte, war meine Mutter, die herein- und hinausraschelte, besorgtes Flüstern, das Klacken einer Flasche, die zurück in ein Regal gestellt wurde, das Gluckern von Wasser, das sich in ein Glas ergoss. Wieder glitt ich ins Dunkel.

Mein Kosenamen war Myshkin, und im Unterschied zu Kindheitsnamen, die mit den Menschen, die sie benutzten, zu fernen Erinnerungen verbleichen, blieb er mir. Mein Großvater nannte mich wegen der Krämpfe so, nach dem epileptischen Prinzen in einem Buch von Dostojewski, Prinz Myshkin in *Der Idiot*, erklärte Dada mir.

»Ich bin kein Idiot«, sagte ich.

»Wenn du das Buch liest, wirst du einer sein wollen«, entgegnete er. »Es sind die Unschuldigen, die die Menschheit menschlich machen.«

Mein Fieber und die Anfälle trugen mir das Mitleid und die Ratschläge der Verwandtschaft ein, was meine Mutter

wütend machte. Einmal stieg ich die Treppe aufs Dach hinauf, und ein Onkel aus Karachi klopfte mir mit einem Lineal gegen die Beine und sagte zu meinem Vater: »Siehst du, wie sein Knie zuckt? Das ist ein sicheres Zeichen für eine Knochenkrankheit. Kein Wunder, dass der Junge so schwächlich ist. Ich kenne da einen Mann. Ich gebe dir seine Adresse. Er versorgt ganz Indien mit Medizin.«

Dieser Onkel war die Art Besserwisser, die meine Mutter verabscheute. Worum immer es ging, ob um Botanik oder Architektur, er kannte sich bestens aus. Es war nie einfach eine Säule, sie musste dorisch oder korinthisch sein, und wenn er an der großen Kirche an der Ecke zur Bell Metal Road vorbeikam, zeigte er mir die *Strebebögen* und schüttelte den Kopf, wenn ich nicht verstand, was da strebte. Meine Mutter fragte ihn, woher er wisse, dass meine Knochen schwach seien, und er antwortete: »Ganz einfach. Ich war nur einen Hauch von einem Abschluss in Medizin entfernt, aber am Ende war mir die Sache zu öde.«

Er wandte sich mir zu: »Sag mir, was ist schwerer, ein Kilo Eisen oder ein Kilo Wolle?«

Ich spürte, wie ich mich verspannte. Ich war sicher, es war eine Fangfrage, aber bevor ich mich bremsen und nachdenken konnte, kam es auch schon aus mir heraus: »Eisen.«

»Denk noch mal nach«, sagte er mit einem Grinsen. »Denk nach, Junge. Ein Kilo einer schweren Substanz ist genauso schwer wie ein Kilo einer leichten Substanz.« Jetzt klopfte er mir mit dem Lineal auf den Kopf und sagte: »Du darfst nicht in allem schwach sein, klar? Wenn der Körper schwach ist, muss der Geist gestählt werden!« Ich müsse mich darauf konzentrieren, meinen Verstand zu schärfen,

indem ich Schach lernte, sagte er. »Aljechin, Tarrasch, Capablanca! Große Geister in schwachen Körpern, allesamt.«

Ich wusste nicht, wer diese Schachmeister waren, und auch nicht, ob sie schwache Körper hatten. Ich konnte nur nicken und nach einem Fluchtweg suchen – und meine Mutter sorgte dafür, dass dieser Onkel nie wieder zu Besuch kam. »Myshkin hat Windpocken; Bannos Sohn hat die Masern; der Khansama scheint Cholera zu haben. Man kann nicht vorsichtig genug sein«, schrieb sie zurück, wenn er seinen Besuch ankündigte. Sie sorgte dafür, dass die Entschuldigung eine langwierige, ansteckende Krankheit war, und wenn jemand einwandte, dass eine solche Serie von Ansteckungskrankheiten in einer Familie mit einem Arzt kaum glaubhaft sei, sagte sie, je abwegiger die Ausrede, desto offensichtlicher sei die Wahrheit dahinter.

Ich wurde älter, und das Fieber und die Krämpfe kamen seltener. Wie sich herausstellte, war es keine Epilepsie. Ein paar Wochen, dann Monate und schließlich ein Jahr lang geschah nichts. Nach dem zweiten ruhigen Jahr hörte mein Großvater auf, mir beim leisesten Hinweis auf Erschöpfung ein Thermometer in den Mund zu schieben, und die Verwandten schlugen nicht länger Besuche bei Quacksalbern vor, die ferne Cousins zweiten Grades mit einem in einer Neumondnacht zu schluckenden Trank geheilt hatten. Nach dem dritten Jahr wurden die Anfälle zu Geschichten aus meiner Vergangenheit, obwohl sie auch heute noch nachwirken: Die Krankheit hat meine Augen ruiniert. Vom sechsten Lebensjahr an musste ich eine Brille tragen, deren Gläser von Jahr zu Jahr dicker wurden. Ohne meine Brille wurde die Welt ein Gemälde von der Art, wie meine Mutter sie gelegentlich kopierte: Farbtupfer neben anderen Farb-

tupfern, die einen See mit einem Boot oder Wasserlilien auf einem Teich darstellen konnten.

Manchmal nehme ich die Brille ab, um die Dinge anders als andere Leute zu sehen. Farben und Worte verschwimmen, Bedeutungen ändern sich auf der Seite vor mir. In der Ferne wird alles zu einem Pastellnebel. Es hat etwas Beruhigendes, nicht gut zu sehen, was die Klarsichtigen nie verstehen werden.

Fast sechzig Jahre sind seitdem vergangen, in denen ich vielleicht halb so viele Brillen verbraucht habe. Es ist das Jahr 1992. Die Gegend um mein Haus herum ist so weit verwahrlost, dass ich die Brille öfter absetze, damit aus dem Müllhaufen vor meinem Tor eine Ansammlung heller Farben wird und aus der Plakatwand dahinter ein verschwommenes blau-gelbes Rechteck, das der Bungalow sein könnte, der dort stand, bevor er von blindäugigen Apartments ersetzt wurde.

Was sich nicht geändert hat, ist die Vorfreude, mit der ich den Postboten erwarte. Kürzlich wurde sie belohnt, ein Päckchen kam. Ein gepolsterter Luftpostumschlag, dick, und der Poststempel besagt, dass er drei Wochen unterwegs war, vom kanadischen Vancouver bis hierher. Ich habe ihn oben auf die Kommode gelegt. Jeden Tag bringe ich ihn mit nach unten, fühle sein Gewicht, nehme das Messer, mit dem ich ihn aufschneiden will, und dann trage ich ihn zurück. Der Umschlag hat etwas mit meiner Mutter zu tun, ich weiß es, und ich zögere, ihn aufzumachen. Was, wenn etwas Belangloses darin ist?

Was, wenn nicht?

Am Morgen nach seinem Eintreffen wachte ich vom

Geheul meiner Hunde auf – wer weiß, warum sie so heul-
ten –, und im selben Moment erfüllte mich der Gedanke,
dass ich unbedingt mein Testament machen musste. Es
gibt etliches, woran die Leute sich erinnern sollen, deshalb
muss ich es niederschreiben. Anderes sollen sie vergessen,
das muss ich verbrennen. Und ein paar Setzlinge muss ich
noch pflanzen, auch wenn ich nicht mehr erleben werde,
wie sie zu Bäumen heranwachsen. Ich muss mich darum
kümmern, dass für meine Hunde gesorgt ist und Ila genug
zum Überleben hat. Sie ist verwitwet und wohnt mit Toch-
ter und Enkelin im Haupthaus. Der Mann ihrer Tochter
ist bei der Handelsmarine und das halbe Jahr nicht da. Ila
hängt von mir ab.

Es ist irrational, so sicher zu sein, dass meine Zeit vorüber
ist, wo ich doch erst Mitte sechzig bin, doch ich spüre die
Erde schon seit ein paar Jahren auf ihrer ungelenken Achse
schwanken. Ich könnte meine trüben, düsteren Gedanken
zur Seite schieben und den Umschlag öffnen, doch ich ent-
scheide mich dagegen. Im Moment bleibt er dort liegen und
pulsiert mit der gleichen Energie wie jeder andere ungeöff-
nete Brief auf dieser Welt.

Aber warum ihn nicht öffnen? Was wird er am Ende ent-
halten, was ich nicht weiß? Schiebe ich eine Freude hinaus,
oder habe ich Angst vor dem, was ich darin finden könnte?

Es könnte eine Fotografie oder Zeichnung von meiner
Mutter sein, vielleicht auch nicht. Es gab eine Zeit in mei-
nem Leben, lange ist es her, ich war dreizehn und hatte ge-
rade angefangen zu rauchen, da dachte ich, wenn ich ein
Bild von ihr vor mir hätte, würde ich das glühende Ende
meiner Zigarette in die Kreise ihrer Augen drücken, so wie
ich es mit den gummiartigen grauen Zecken im Fell meines

Hundes machte. Ich würde sie blenden. Den Fluch ihrer abwesenden Anwesenheit durchbrechen.

Über mich selbst entsetzt, zerschoss ich dann mit meinem alten Luftgewehr hinten im Garten eine Flasche oder fuhr mit der Sichel durch das lange Gras, um mich von der Übelkeit zu befreien, mit der mich solche Gedanken erfüllten.

Ein Testament zu machen sollte für mich keine so große Bedeutung haben wie vielleicht für begütertere, erfolgreichere Männer mit Vermögen und Besitztümern, um die sie sich sorgen müssen. Ich besitze kaum etwas und lebe noch in dem Haus, in dem ich geboren wurde; nicht im selben Teil, sondern dem alten Nebengebäude hinten auf dem Grundstück. Nur ein paar Jahre war ich nicht hier, nachdem ich in New Delhi meine erste Stelle angetreten hatte. Dort arbeitete ich mit einem Engländer namens Alick Percy-Lancaster zusammen, der nach der Unabhängigkeit für die Planung der öffentlichen Parks verantwortlich war, für das Pflanzen der Bäume, die die Hauptstraßen säumen sollten, und der die Baumschulen der Regierung leitete. Ich war zwanzig und hätte mir dort ein Leben aufbauen können, doch ich blieb nicht lange. Ich brauchte Muntazir und das Gefühl der nahen Berge. Als Mr Percy-Lancaster 1956 beschloss, nach Rhodesien zu gehen, kam ich zurück nach Hause. Ich machte einen Termin mit der Bezirksverwaltung und erklärte dem Leiter, dass unsere Stadt mehr als nur ein paar Gemeindearbeiter verdiente, die unsere Parks bewässerten und Bougainvilleen pflanzten; eine Gartenbauabteilung sei vonnöten, für den ganzen Bezirk. Es gehe um Ökologie, Stadtplanung, Botanik und Wassermanage-

ment: Das Ganze sei eine Wissenschaft, für die eine qualifizierte Person gebraucht werde. Ich hatte meine Zeichnungen und Pläne mitgebracht, die zeigten, wie unsere Stadt in eine grüne, baumbestandene Oase von großer Schönheit verwandelt werden konnte, die Außenbezirke in Wassereinzugsgebiete. Am Ende erschöpfte mich meine eigene Redseligkeit.

Für den Leiter der Bezirksverwaltung war es seine erste Stelle, er war nicht viel älter als ich und darauf aus, etwas zu bewirken. Zu meiner Überraschung hatten meine Überredungskünste Erfolg, und es wurde tatsächlich eine neue Abteilung gegründet. Für eine ganze Anzahl Jahre war ich ihr einziger Mitarbeiter. Der Leiter des Gartenbaus. Ich hatte niemanden, den ich leiten konnte, auch kein eigenes Büro, nur einen Schreibtisch in einer Ecke der Stadtverwaltung, saß aber jeden Morgen der Versammlung eines halben Dutzends Gärtner vor, tippte Protokolle, die niemand las, und ging den Rest des Tages durch die Stadt, machte Notizen und sagte mir, dass die Veränderung von Landschaften ein langsames Geschäft war.

Meine gartenbauliche Tätigkeit brachte mich in Teegärten in Assam und Obstgärten in Himachal; einmal wurde ich Gutachter in einem Schmetterlingspark, ein anderes Mal ökologischer Berater eines Nationalparks, kam jedoch immer wieder auf meine eigene Stelle zurück, der glorreiche Gärtner einer kleinen Stadt. Während andere Leute Konten, Geld und Häuser für ihre Nachkommen angesammelt haben, deute ich auf baumbestandene Straßen und sage: »Das ist es, was ich euch hinterlasse.« Ich zeige ihnen die Reihe *Ceiba speciosa* vor dem Gericht, die sich jedes Jahr leuchtend rosa verfärbt. Trostlose kleine Viertel, in denen

ich entlang der Straßen abwechselnd weiß und purpurrot blühende Bauhinien gepflanzt habe, werden von den orchideenähnlichen Blüten, die das schartige Pflaster bedecken, für Wochen verwandelt. Bülbüls und Sittiche kommen in Schwärmen und ernähren sich von den Blüten. Belebte Matronen bitten kleine Jungen, in die Bäume zu klettern und ihnen die Knospen zum Kochen zu pflücken. Da man mich längst für einen Sonderling hält, habe ich keine Hemmungen, die Frauen mit erhobenem Stock anzugehen.

»Lasst die Knospen in Ruhe. Lasst sie blühen!«

Sie weichen von den Bäumen zurück, fluchen und brummen. »Alter Spinner, machst dich wegen nichts verrückt.« Sie nennen mich einen Griesgram, eine humorlose Nervensäge.

Das stört mich nicht. Das ist es, was ich der Welt hinterlasse, denke ich in grandiosen Momenten wie diesem, da ich mit Papier und Stift vor mir dasitze und bereits *Ich, Myshkin Chand Rozario* geschrieben habe. Ich hinterlasse der Welt Bäume, die der Stadt Schatten, Früchte und Blüten schenken. Ich bin alt genug, um gesehen zu haben, wie von mir gepflanzte Setzlinge zu über zehn Meter hohen Bäumen heranwachsen.

Ich muss an die Kassien und Flammenbäume entlang der Begum Akhtar Marg denken, einer Straße in der Nähe des Bahnhofs. An allen erdenklichen Fäden habe ich gezogen und Briefe an Journalisten und Gouverneure geschrieben, um dafür zu sorgen, dass sie so genannt wurde. Eine Frau, die der Welt ihr gesamtes unruhiges Leben lang Leidenschaft und Musik geschenkt hatte – und sie benannten die Straßen nur nach Politikern. Hinterher pflanzte ich *Delonix regia* und *Cassia fistula* auf beiden Seiten, was die Romantik und Intensität der Sängerin widerspiegeln sollte. So

ist die Straße heute ein Feuerwerk aus Rot und Gold, den ganzen Sommer über.

Ich kann mich erinnern, wie ich die Begum Akhtar Marg wütend mit dem Fahrrad hinuntergefahren bin, als sie nichts als ein öder, brutheißer Pfad auf dem Weg von der Schule zum Bahnhof war. Es war der Sommer 1942, und ich musste unbedingt zum Bahnhof, bevor ein Zug wegfuhr, war doch das Gerücht bis zu uns in die Schule gedrungen, dass er etwas geladen hatte, was noch nie einer gesehen hatte. Der Bahnsteig war ganz in Oliv und Khaki getaucht, so viele Soldaten waren versammelt. Einige Leute drängten sich zwischen ihnen hindurch und starrten den Zug an. Er war lang, hatte vergitterte Fenster, und jede einzelne Tür wurde von Polizisten bewacht. Hitze summte um die Wagen. Ich legte meine Hand auf einen davon, und es fühlte sich an, als würde er mir die Haut verbrennen. Ein Polizist grinste mich an und fragte, ob ich hineinklettern und mit ins Gefängnis wolle.

Durch die Fenster konnte ich Männer sehen, die zu benommen wirkten, um etwas anderes tun zu können, als mit toten Augen nach draußen zu stieren. Es waren tatsächlich nur Männer im Zug. Weiße Männer. Sie hielten die Köpfe gegen die Fenstergitter gelehnt, einige schliefen, andere waren wach, aber wie betäubt, müde Zootiere, in Käfige gezwängt, die zu klein für sie waren. Ihre Gesichter waren schmutzig und abgespannt, das fettige Haar klebte ihnen verschwitzt auf den Schädeln, überall saßen Fliegen, doch sie taten nichts dagegen. In der Düsternis der Abteile, weiter drinnen, waren noch mehr Männer. Arme und Beine baumelten von den oberen Pritschen, Körper lagen auf andere schlafende Körper gesackt.

Ich hatte nie so erbärmliche weiße Menschen gesehen. Bis auf die Knochen abgemagerte, kranke Inder war man gewohnt, aber Weiße waren von Geburt aus anders.

Ich ging den Bahnsteig entlang und wieder zurück, während der Zug immer noch wartend dastand. Transporte ausländischer Kriegsgefangener fuhren normalerweise ohne Halt durch Muntazir. Einige Leute sagten, der Zug stehe heute hier, um Trinkwasser und Essen aufzunehmen, andere meinten, ein paar Gefangene seien durch die Hitze gestorben und ihre verwesenden Körper würden ausgeladen, weil sie so stanken.

Die Gleise führten von Muntazir aus noch gut dreißig Kilometer weiter bis zu den Ausläufern des Himalaya, von dort würden die Männer ins nahe Dehradun transportiert, wo sie für den Rest des Krieges eingesperrt blieben. Italiener wurden hauptsächlich nach Rajasthan geschickt, Polen nach Jamnagar und die Deutschen nach Dehradun, so zumindest stand es in den Zeitungen. Das Lager bei Dehradun war das größte, und neben den Deutschen wurden dort noch Leute aus etlichen anderen Ländern festgehalten, zu Tausenden, aus fernsten Fernen hergeschickt, sogar aus Afrika und dem Mittelmeerraum. Mein Großvater sagte, die Welt spiegele sich im Kleinen im Lager dort.

Der Zug piffte ein paarmal ungeduldig, setzte sich in einer Rauchwolke in Bewegung, und einer der Männer drückte sein Gesicht gegen das Fenster vor sich. Sein Kopf war kahlrasiert, winzige Insekten sirrten um die wunden Stellen auf seinem Schädel. Ich konnte einen Streifen graue Haut durch sein offenes Hemd sehen. Der Mann lächelte mich direkt an. Ich zögerte eine Sekunde, rannte dann mit dem Zug mit und zog ein paar Bonbons hervor, die ich in der Tasche

hatte. Ich reichte sie dem Mann durch die Gitterstäbe. Niemand hielt mich auf, einen Schuljungen, der einem Zug hinterherlief. Ich rannte mit, bis der Schatten des Blechdachs über dem Bahnsteig endete, der Bahnsteig in grasüberwucherte Erde übergang und ich unter einem teilnahmslosen weiß heißen Himmel stand. Mir war schwindlig vom Wechsel des Lichts, und vor meinen sonnengeblendeten Augen schwammen helle bunte Punkte.

Was hatte ich am Bahnhof zu finden gehofft? Ich wusste nicht, dass die Antworten auf Hunderte von Fragen in meinem Kopf in einem Mann schlummerten, der wie betäubt von der Hitze vorn im vierten Wagen des Zuges lag und sich mit jedem Rußstoß der Lokomotive weiter von mir entfernte.

Als sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, konnte ich nur noch den Bewachungswagen sehen, mit einem Soldaten, der zum entschwindenden Bahnhof zurücksah, in der einen Hand eine grüne Fahne, in der anderen einen Krug Wasser. Er legte den Kopf in den Nacken und schüttete das Wasser über sich, über Gesicht und Hemd.

Seit langer Zeit schon habe ich die Gewohnheit, aufzuschreiben, was ich an interessanten Pflanzen und Bäumen sehe, ob auf meinen täglichen Runden durch die Stadt oder auf Reisen, schon seit meinen ersten botanischen Expeditionen mit zwei Studienfreunden. Heute stelle ich fest, dass meine forschenden wissenschaftlichen Skizzen und Zeichnungen, die diese Notizen begleiten, besondere Wanderungen durch Berge und Marschland frisch vor meinen Augen entstehen lassen: lange Nächte in dünnen Zelten, den Leoparden, der völlig reglos, so ausdruckslos und bedrohlich von

einem Ast auf uns herabsah, dass es uns das Blut im Körper gefrieren ließ, den Fluss, der mich beinahe mit sich gerissen hätte, als ich mich zu weit vorbeugte, um ein Kraut zu untersuchen, und den Felsen, auf dem ich den Halt verlor, als ich mich nach einem Saxifraga reckte, das außerhalb meiner Reichweite war. Ein botanisches Tagebuch. Ein Streckenplan meiner Unternehmungen. An manchen Tagen kommt es mir vor, als wäre meine Zeit auf dieser Erde nichts als eine verschwommene, belanglose Szene, durch ein vorbeirasendes Fenster betrachtet, und dann bremsen mich meine Skizzen herunter, holen mich an einzelne Orte zurück und geben ihnen Namen und Bedeutung. Eine Notiz über die Unterschiede zwischen einer *Datura suaveolens* (Engelstrompeten, unschädlich) und einer *Datura stramonium* (Stechapfel, giftig) bringt eine ganze Geschichte zurück – Augenblicke unseres Streits an jenem Abend über die Unterschiede zwischen den beiden Pflanzen; wie wir Reis gekocht haben in unserem Topf, geraucht und über Dinge geredet, über die man nur redet, wenn man jung ist und weit weg von zu Hause um ein Feuer sitzt, in Dunkelheit gehüllt, ringsum nur das Rascheln der Bäume, dazu der schwindelerregende Geruch des Stechapfels und unserer starken, filterlosen Zigaretten. Ich persönlich brauche das geschriebene Wort. Damit etwas eine Bedeutung bekommt, muss es niedergeschrieben werden, muss auf dem Papier Gestalt annehmen, bevor es in meinem Kopf ganz zum Leben erwacht. Nur als geordnete Reihe von Worten erlangt es eine Bedeutung und ein Muster.

Ich habe mein noch nicht gemachtes Testament zur Seite geschoben.

Der Umschlag liegt vor mir, immer noch verschlossen,

das Bild eines Gottes mit Kräften, die ich nicht ergründen kann. Bevor ich die Vorbereitungen für ein geordnetes Ende meines Lebens treffe, scheint es mir notwendig, aufzuschreiben, was ich an seinem Beginn als bedeutsam erachte.

Als ich bereits vor Längerem damit anfang, die Jahre meines Erwachsenwerdens in einen stimmigen Zusammenhang zu bringen, stellte ich fest, dass ich meist nur eine vage Vorstellung von der Zeit oder dem Wetter an dem jeweiligen Tag hatte, über den ich schrieb, den Worten, die damals gesagt worden waren, und der genauen Abfolge der Geschehnisse. Dennoch bleiben viele Dinge, die ich eigentlich vergessen möchte, schmerzlich lebendig. Bilder ziehen wie in Dunkelheit gehüllte Lichtblitze durch meine Erinnerung. Erst versuchte ich, sorgfältig zu sein, nahm Kontakt zu meinen Exkursionsgenossen vom College auf und stellte Dinu Fragen: Erinnerst du dich an das? Daran nicht mehr? Seine Erinnerungen unterschieden sich so oft von meinen, dass unsere Gespräche im Streit endeten. Ich kehrte an die Orte meiner Kindheit zurück, um einzelne Sachverhalte zu überprüfen – gab es da wirklich eine Höhle am Fluss oder eine schaurige Villa an der Ecke von Hafizabagh, wohin mich mein Großvater einmal mitgenommen hatte? Wir hatten zwei Pferde auf der Wiese davor grasen sehen, und drinnen in dem großen, höhlenartigen Bau gab es Himmelbetten, emaillierte Waschbecken, Jardinieren und einen Ballsaal mit einem Schwingboden, in dem der wildäugige Nawab von Hafizabagh in einem schmutzigen Baumwollunterhemd und einem Lungi erschien und meinen Großvater anbetelte, alles im Haus für ihn zu verkaufen, denn er hatte kein Geld mehr.

Am Flussufer fand ich ein Kraftwerk, dessen vier mons-

tröse Kamine so viel Rauch ausstießen, dass sie alle Farbe aus dem Himmel sogen. Die Villa von Hafizabagh war noch da, wobei die Hälfte eingefallen und der Rest von Zeit, Wind und Regen geschwärzt war.

Erzählen wir die Geschichte eines Lebens und ganz besonders die des eigenen, können wir nicht so tun, als hätte sich alles tatsächlich so zugetragen. Unsere Erinnerungen sind Bilder, Gefühle und flüchtige Blicke, manchmal ausgestaltet, manchmal nur in Umrissen. Zeit verfestigt sich und löst sich auf. Wir haben keine genaue Erinnerung daran, wie lange etwas dauert: ein paar Tage, Wochen, einen Monat? Ganze Zeitspannen sind ohne jeden Inhalt, während andere im Nachhinein bedeutsam werden. Ich glaube, das ist bei den meisten Menschen so. Wenn mir Freunde im Laufe der Jahre in einzelnen Punkten widersprachen, begann ich, daran zu zweifeln, dass ich mich selbst auf alten Fotografien wiedererkennen würde – diese Person auf den Schwarzweiß-Bildern war eine andere. Wer zu intensiv darüber nachdenkt, mag sich in den Wahnsinn grübeln.

In einem seiner Gedichte sagt Rabindranath Tagore:

*Ich kann mich nicht an meine Mutter erinnern
Aber wenn am frühen Herbstmorgen
Der Duft des Shiuli durch die Luft treibt
Empfinde ich den Geruch des Morgengebets im
Tempel als ihren Geruch.*

Der Dichter verlor seine Mutter, als er vierzehn war. Ich war erst neun, als meine Mutter wegging. Wie kann es da sein, dass sie mir so nahe ist wie mein eigenes Spiegelbild? Bis

in jede Einzelheit präsent und doch unerreichbar in einem anderen Element gefangen. Ganze Gespräche erlebe ich wieder, Vorfälle, Streitigkeiten, die Art, wie sie ihre Augen mit dem Kajalstift umrandete. Ich sehe die frischen Blumen in ihrem Haar, den roten Kumkum-Punkt auf ihrer Stirn, der nachmittags ausnahmslos verschmiert war. Ich höre sie Reime rezitieren, damit ich sie auswendig lernte, sehe das Blattgold ihrer Haut und die schräg stehenden Augen mit dem spitzbübischen Glanz. Ich bin sicher, mich an all das wirklich zu erinnern und nicht einer Einbildung zu erliegen, die sich aus Fotos und Geschichten zusammensetzt.

Doch je älter ich werde, desto weniger sicher bin ich mir meiner Sicherheit.

Eine Altersgenossin meiner Mutter, zu der ich später mehr zu sagen habe, hat ein Buch geschrieben, in dem sie sich an Geschehnisse erinnert, die zweiundvierzig Jahre zurückliegen. Ich kann nur eine unbeholfene Übersetzung davon liefern, wie sie beschreibt, auf welche Weise die Zeit auf das Gedächtnis einwirkt.

»Als ich die Treppe hinunterging, zitterte ich ...«, schreibt sie, um sich dann mit der Frage zu unterbrechen:

Geschah das an genau dem Tag? Ich kann nicht sicher sein. Ich habe nicht Buch geführt. Ich stütze mich weder auf ein Tagebuch noch auf meine Erinnerung. Ich kann nicht sagen, ob ich die Ereignisse niederschreibe, wie sie geschehen sind, eines nach dem anderen. Was damals eins nach dem anderen zu geschehen schien, hat heute weder einen Anfang noch ein Ende. Heute, in meiner Gegenwart, existieren jene Tage nebeneinander – oh, ich kann es nicht erklären. Warum ist es so schwer zu

erklären? Schließlich sah Arjuna das ganze Universum, Vergangenheit und Gegenwart, in Sri Krishnas offenem Mund. Ich sehe die Dinge auch so. Du musst mir glauben. Es sind keine Erinnerungen, es ist meine Gegenwart. Mit jedem Moment komme ich dem Jahr 1930 näher. Ich spüre das Jahr 1930 auf meiner Haut.

Bei mir ist es das Jahr 1937, das ich auf meiner Haut spüre.



Zum größten Abenteuer im Leben meiner Mutter kam es nur Monate, bevor sie meinen Vater heiratete, und viele ihrer Streitigkeiten endeten mit den Worten meines Vaters: »Der Ärger mit dir, Gayatri, ist, dass du allein von deinen Erinnerungen leben willst. Von vergangener Herrlichkeit.« Er stellte das in dem milden Ton fest, den er beim Streiten annahm, erst bei ihr, später auch bei mir – als wäre er der einzige Mensch mit Sinn und Verstand unter lauter von unlogischen Leidenschaften fehlgeleiteten Leuten. Mein Vater glaubte, dass Gefühle an einer kurzen Leine zu halten waren. Oder sie drohten, mit dir durchzugehen. Wenn meine Mutter verärgert schien, sagte er: »Du gewinnst nichts, wenn du die Beherrschung verlierst.«

Das freudige Abenteuer, in dessen Erinnerung meine Mutter sich flüchtete, wenn der Alltag sie überwältigte, war eine Bootsfahrt. Ihrer Erzählung nach war es im Jahr 1927, sie stand kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag und ruderte mit ihrem Vater, Agni Sen, über einen See in Bali. Sie fuhren zu einem mitten auf dem See verankerten Floß, und als sie näher kamen, konnte sie sehen, dass ein Mann darauf lag, auf dem Rücken, das Gesicht unter einem Strohhut verborgen, wie ihn Bauern auf dem Land trugen. Der Mann

schob den Hut zur Seite, als er das Platschen ihrer Ruder hörte, und stand auf. Er war groß und hager, und der Wind blies ihm das goldene Haar aus dem Gesicht. Er hätte eine Galionsfigur am Bug eines Schiffes sein können. Die Ärmel seines weißen, offenen Hemds hatte er bis zu den Ellbogen hochgekrempelt. Seine Hose war sandfarben. Der Mann begann zu lachen, als er sie sah. »Den ganzen Weg aus Indien – und Sie wissen, wo ich mich auf Bali verstecke!« Er hielt Gayatri eine sonnengebräunte Hand entgegen und sagte: »Kommt, kommt an Bord, wo ihr schon mal hier seid.«

Der Mann war ein deutscher Künstler und Musiker namens Walter Spies, und während der nächsten paar Wochen nahm er Gayatri, ihren Vater und deren Freunde zu Tanzaufführungen und Konzerten mit, an Strände und in Malschulen. Sie saß neben ihm, jeder einzelne Nerv unter Spannung, während er ihr die Geschichten zu den Tänzen erzählte, die sie da sahen. Rama und Sita, Hanuman und Ravana waren mythologische Gestalten, die sie von zu Hause kannte. Hier waren sie anders und doch vertraut. Wie seltsam, dass die meisten Leute um sie herum dachten, das ganze Ramayana spiele auf Java und habe keine Verbindung zu Indien! Gayatri konnte nur staunen, dass die Mythen und Legenden, mit denen sie aufgewachsen war, in veränderter Form so weit von zu Hause existierten. Es war genau das, was ihr Vater ihr zeigen wollte und warum er sie auf diese Reise durch die East Indies mitgenommen hatte.

Im frühen zwanzigsten Jahrhundert war das ungewöhnlich – heute kann man kaum begreifen, wie ungewöhnlich. Es war nicht so, als reisten Inder nie ins Ausland, aber ein Vater, wie wohlhabend er auch sein mochte, der sein Geld dafür ausgab, die Begabungen seiner Tochter zu fördern, das

war selten. An Töchtern interessierten allein die Talente, die als Köder wirkten, um einen Mann einzufangen. Aber Agni Sen stand den Dingen um sich herum skeptisch gegenüber, sah den Unterschied zwischen Talenten und Begabungen, und in seiner Tochter hatte er einen Funken erkannt, der ganze Städte erleuchten konnte, wenn er genährt wurde. Er stellte Lehrer für Gayatri ein, sie sollte Sprachen und Malerei lernen, aber auch Tanz und klassische Musik, und das in einer Zeit, in der Frauen sangen und tanzten, um reiche Männer zu unterhalten, und dafür verlacht wurden. Er nahm sie mit in musikalische Salons und die Ateliers von Künstlern. Zu den historischen Stätten Delhis, dann weiter weg.

Vor einer dieser Stätten, als Gayatri auf einem Steinblock saß und eine Kuppel und den Eingang skizzierte, brach ein Schwarm grauer Tauben aus einem Fenster hervor, das einzige Lebenszeichen in diesem verfallenen Palast aus dem elften Jahrhundert. Die Szene rief in ihrem Vater die gewohnten Gedanken über Vergänglichkeit und Verfall hervor, den Aufstieg und Niedergang von Imperien, aber er erklärte Gayatri auch, wenn sie zurückdenke an die Terrakotta-Figuren, die man im Tal des Indus gefunden hatte, an die Wandbilder, die Juwelen gleich in Felshöhlen leuchteten, die in der Erde versunkenen Stupas und unter Wasser liegenden Tempel, und dann wieder diese Gräber und verfallenen Paläste betrachte, wo Banyanbäume aus den Rissen sprossen, könne sie sehen, dass Macht, Tyrannei und Grausamkeit dieser Zivilisationen nicht überlebt hatten, die Herrscher waren gefallen, und ihre Höflinge lagen in parallelen Reihen schmaler Marmorsärge neben ihrem König, auch ihre Katzen und Frauen, allein die damals geschaffene Schönheit habe überdauert. Die filigranen Fenster, die Kal-

ligrafie auf Stein, die Vollkommenheit der Kuppel, die sie auf Papier zu bannen suche. Die Schöpfer dieser Dinge, die Steinmetze, Bildhauer, Maler, denen keine Rolle in den großen Machtspielen zukam, deren Geist für untergeordnet gehalten wurde, deren Meinungen keinerlei Einfluss hatten und deren Besitztümer nichts zählten: Ihre Werke blieben, nachdem alles andere verschwunden war. Wenn die Welt in Aufruhr geriet und Zerstörung unvermeidbar schien, war Kunst keine Schwäche mehr, sondern ein Refugium, und ihre Fragmente blieben, nachdem sich der Kreis aus Aufstieg, Fall und Zerstörung geschlossen und einen neuen Anfang genommen hatte.

Macht zerfällt, Menschen sterben, doch die Schönheit besiegt die Zeit, erklärte er ihr auf die Weise, in der ältere Männer ihre Weisheit mit den Jungen teilen.

Gayatri hörte zu, und die ganze Zeit über wanderte ihr Stift in schnellen Linien über die Seite ihres offenen Skizzenbuchs. Die Kuppel nahm Gestalt an, dann der Bogen darunter. Eine Taube flog mit drei schnellen Strichen auf. Sie reisten von Agra zur Totenstadt Fatehpur Sikri, dann nach Jaipur. Sie ritt auf einem Elefanten, klammerte sich an den sich wiegenden Rücken eines dahinschreitenden Kamels, und sein Geruch ließ sie würgen. Sie zeichnete das Kamel.

Als sie älter war, fuhr Agni Sen weiter mit ihr fort, nach Santiniketan, um die gleiche Luft wie Rabindranath Tagore und seine Schüler zu atmen. Auf dieser Reise erzählte ihm ein Freund, der den Dichter gut kannte, Rabindranath plane für das nächste Jahr eine Reise nach Java. Das Wissen setzte sich in Agni Sens Gedanken fest, keimte und ließ ihn nicht wieder los: Warum nicht mit Gayatri auch dorthin fahren, mit demselben Schiff wie der Dichter? Welch bes-

sere Chance gab es für sie, Rabindranath kennenzulernen, mit ihm zu sprechen und von ihm zu lernen, als die Enge eines Schiffes? Wer wusste, wohin das für Gayatri führen mochte? Der Dichter sollte mit einer Gruppe Freunde reisen, einschließlich Dhiren, der Agni Sen von dem Plan erzählt hatte. Briefe flogen hin und her, Zugfahrkarten und Kajüten auf Schiffen und Dampfern wurden gebucht, Pässe waren vorzulegen, und am Ende einer komplizierten Planung unterrichtete Gayatris Vater, erschöpft und triumphierend, Tochter und Familie von der Reise. Er würde mit Gayatri nach Angkor Wat, Borobudur und zu anderen Tempeln Javas fahren und ihr zeigen, dass es ein gemeinsames kulturelles Erbe Asiens gab, das von der Kolonisation nicht geschluckt worden war.

Die Reise nach Java und Bali sollte am 12. Juli 1927 mit einer Passage von Madras nach Singapur beginnen. Gayatri und ihr Vater würden auf demselben Schiff wie der Dichter und seine Freunde fahren und nach den gemeinsamen Tagen während der Überfahrt und einer Woche in Singapur allein nach Kambodscha weiterreisen, aber rechtzeitig in Bali ankommen, um dort aufs Neue mit Tagore und seiner Begleitung zusammenzutreffen. War das nicht zu viel angesichts von Agni Sens Alter und seinen Herzproblemen?, hatte sich Gayatris Mutter gesorgt. Was für ein gefährlicher, überspannter, teurer Plan! Ihre Einwände wurden abgetan.

Sie standen an der Reling, als Rabindranath an Bord kam, erschöpft von seiner dreitägigen Reise von Kalkutta nach Madras. Er kam mit Freunden, gebildeten, herausragenden Männern, die einen Kreis um ihn formten, um ihn vor lästiger Bewunderung zu schützen. Agni Sen musste sich mit der kürzestmöglichen Vorstellung begnügen, während Ga-

yatri den großen Dichter nur aus der Entfernung sah, niemand durfte ihm nahe kommen. Das hatte Agni Sen nicht erwartet. Dhirens besitzergreifender Eifer verletzte ihn, und er zog sich hinter ein Buch zurück.

Später fanden sie heraus, dass dem Dichter, der mit drei Tagen kontemplativer Einsamkeit gerechnet hatte, während draußen vor dem Zugfenster die Landschaft Indiens an ihm vorbeizog, nichts in der Art vergönnt gewesen war. In Kharagpur, dem ersten Halt nach Kalkutta, war eine Gruppe Schuljungen in sein Abteil geklettert und hatte ihm eine kunterbunte Sammlung Notizbücher entgegengestreckt: Schulhefte, zu Hause zusammengefügte Blätterbündel. Sie wollten Autogramme, und einer bettelte Rabindranath an, ihnen ein neues Gedicht zu schreiben, bevor sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Auf dem Weg nach Süden hielten sie etwa stündlich an, und immer war der Bahnsteig übervoll mit Menschen, die gehört hatten, dass er in diesem Zug sitze. An einer der Stationen stieg ein alter Mann zu ihm ein, legte die Hände zu einem Namaste zusammen und begann eine Rede in einer Sprache, die wie Telugu klang, beendete sie, verbeugte sich tief und ging wieder. An einer anderen trat ein Mann aus der Menge ans Fenster des Dichters, hielt ein Messingtablett mit einer Zitrone, Weihrauch und Blumen in die Höhe, entzündete den Weihrauch, ließ ihn über Rabindranath wehen und verschwand ohne ein weiteres Wort wieder in der Menge. Ein Bittsteller flehte ihn an und überzog ihn mit einer Predigt, über Nacht zu bleiben, um im Godavari zu baden, der, darauf bestand er, heiliger sei als der Ganges. In Kakinada kam ein Englischlehrer, der eine Weile in Kalkutta gelebt hatte, in den Zug, sprach in stockendem Bengalisch zu dem Dichter und gab

gleich wieder auf, weil er den eingeübten Text vergessen hatte. Da er dem großen Mann aber unbedingt auf literarisch angemessene Weise eine gute Reise wünschen wollte, zitierte er mit Donnerstimme Tennyson: »Eine halbe Meil, eine halbe Meil... Vor, in Sturmeseil!« In Rajahmundry standen zweihundert Studenten und sagten, sie hätten sich im Datum geirrt und warteten schon seit dem Vortag auf ihn. Der Dichter saß müde und grau auf seiner Pritsche, gegen das Fenster gedrängt und verborgen hinter der Masse wogender Körper, die »*Rabindranath ki Jai!*« und »*Vande Mataram!*« riefen. Nachts kamen Leute herein und leuchteten mit ihren Laternen in sein schlafendes Gesicht.

Wenn er gedacht hatte, auf dem Schiff draußen auf hoher See endlich Frieden zu finden, hatte Rabindranath sich getäuscht. Ein amerikanischer Pastor und seine Frau drangen auf ihn ein, sobald er sich dem Deck auch nur näherte, obwohl er sich jedes Mal abwandte und um Rettung flehende Blicke zu seinen Freunden schickte. Da den beiden nicht zu entgehen war, gewährte er ihnen aber schließlich ein Gespräch, worauf sie ihm, kaum dass sie saßen, zu beweisen versuchten, dass das Christentum sehr viel mit dem Hinduismus gemein habe.

»Da habe ich große Zweifel«, sagte Rabindranath.

»Oh, auch wir haben Gottvater!«, sagten sie.

»Aber sehen Sie, wir haben auch Gott, die Mutter, Gott, den Sohn, Gott, den Freund, Gott, den Liebhaber. Wir haben sogar Gott, die Liebste«, sagte Suniti Chatterji, einer der Begleiter des Dichters, mit einem verschmitzten Leuchten in den Augen. Der Pastor erkannte die Unmöglichkeit einer ruhmreichen Bekehrung und ließ den alten Mann fortan in Ruhe. Der saß in seinem Liegestuhl, lauschte

dem Meer, las und lehnte sich mitunter einfach zurück und schloss die Augen, als sei er unendlich müde.

Gayatri schritt auf ihn zu, zog sich wieder zurück. Sie wollte ihn fragen, ob sie nach Santiniketan gehen konnte, um bei Nandalal Bose malen zu lernen. Seit ihrem Besuch dort träumte sie nur von Santiniketan. Sie sehnte sich danach, zusammen mit anderen Studenten, mit Farbtöpfen und Bündeln von Pinseln, unter freiem Himmel zu sitzen und ihre eigenen Pigmente zu mahlen. Angeblich machte man es dort so. Einer der Freunde, die mit Rabindranath reisten, war der stellvertretende Direktor der Kunstakademie von Santiniketan, hatte sie erfahren, und es kam ihr alles wie von Gott bestimmt vor: Sie würde dem Dichter von ihrem Besuch in der Akademie erzählen, und wie sehr sie sich gewünscht habe, selbst zugelassen zu werden, es aber nicht möglich gewesen sei. Und er würde dem stellvertretenden Direktor sagen, er solle sie umgehend in die Schule aufnehmen.

Derartigen Träumen nachhängend, lehnte sie an der Reling, kein Land in Sicht, nur blaues Wasser, und ihre Überzeugung brannte in ihr wie eine kleine, beständige Flamme: Diese Reise würde sie in ihre Zukunft führen. In ihr einzig mögliches Leben.

Doch sie sprach den Dichter nicht an. Sie wollte nicht zu seinem Gefühl beitragen, belagert zu werden.

Ein, zwei Tage hielt sie Abstand an Deck, kam seinem Platz nie nahe, ging aber auch nicht so weit weg, dass er sie nicht bemerkte. Ihre kalkulierte Zurückhaltung funktionierte: Eines Morgens rief er sie zu sich, und sie lief zu dem leeren Stuhl neben ihm, bevor er seine Meinung ändern konnte. Er verfügte über eine Präsenz, die das Deck wie

eine zweite Sonne erhellte, und Gayatri brachte kein Wort heraus, saß aufrecht und angespannt da und wartete, dass er zu sprechen begann. Er sagte nichts. So weit ihre Augen sehen konnten, gab es nur tanzende Wellen und von der Sonne aufgehelltes Blau, darüber ein weißes Spitzenmuster aus Wolken am ansonsten klaren Himmel. Plötzlich fragte er sie, ob sie bemerkt habe, wie das Schiff ständig seufze, wenn es durch Schaum und Wellen schneide. Klang dieser nie endende Seufzer nicht so, als wüschen die Wasser des Ozeans die Erde mit Tränen der Trauer?

Sie wusste nicht, was sie so ungehörig werden ließ, doch sie brach in Lachen aus. »Ich bin nicht traurig, ich denke nicht an Tränen. Das Wasser ist blau und wunderschön, und ich möchte es malen.« Schon hielt sie sich eine Hand vor den Mund, entsetzt, ihm widersprochen zu haben. War er jetzt so beleidigt, dass er nicht mehr mit ihr redete? Aber es muss genau diese spontane Weigerung gewesen sein, sich ehrerbietig zu zeigen, diese Frische in der Ödnis der unablässigen Anbetung, die ihn fortan ihre Gesellschaft suchen ließ. Jeden Tag bat er sie, zu kommen und sich zu ihm zu setzen. Und sie erzählte ihm so redselig und bis ins Detail von ihrem Tanzunterricht und ihrer Malerei, dass sie sich, als sie später darüber nachdachte, vor Scham ganz elend fühlte, aber falls er es eitel oder absurd fand, ließ er es sich nicht anmerken. Und er war es auch, der ihrem Vater von dem Deutschen erzählte, den sie auf dem Floß finden würden. Dieser Künstler, Walter Spies, wisse mehr als jeder andere über Tanz und Kunst in jenem Teil der Welt, sagte Rabindranath. Ihm sei gesagt worden, dass Spies sein Führer auf seinen Reisen dort sein werde. Gayatri müsse ihn ebenfalls kennenlernen.

»Eines Tages wirst du nach Bali und Java reisen, Myshkin«, sagte meine Mutter am Ende dieser Geschichten. »Ich fahre mit dir hin. Wir machen die gleiche Reise, finden Walter wieder, und er zeigt uns tausend Dinge.« So oft erzählte sie mir von ihrer Reise, fügte neue Einzelheiten hinzu und ließ andere aus, ein ständiges Erinnern und Vergessen, dass ich sie bald in- und auswendig kannte. Ich lauschte dem Summen ihrer Stimme, klar wie von einem Bergbach gewaschen, und sie vermochte Dinge damit anzustellen wie kein anderer. Diese Stimme wurde zu einem tiefen Brummen, wenn Löwen in ihren Geschichten vorkamen, voll und melodisch, wenn sie sang, hob und senkte sich wie die eines Singvogels, wenn sie mich dazu bringen wollte, mein Glas Milch zu trinken, und reichte bis in die äußersten Ecken eines Raumes, wenn sie flüsterte.

Die Reise nach Bali sollte Gayatris letzte mit ihrem Vater sein. Tage nach ihrer Rückkehr brach er auf dem Weg zur Arbeit zusammen. Sie hat nie viel über die Wochen danach erzählt, und ich stelle mir vor, dass sie nie zuvor so traurig gewesen war. Ihr ganzes Leben war sie das vom Vater vergötterte Kind gewesen, der sie zu all dem machte, was ihre Mutter nicht war – versiert, gebildet, sich ihrer Begabungen bewusst. Und ihre Mutter machte sie, einer völlig verdrehten Logik folgend, für seinen Tod verantwortlich: Wäre Gayatri nicht so eigensinnig gewesen mit ihrem Wunsch, um die Welt zu fahren, wäre ihr so nachgiebiger Vater niemals auf die Idee gekommen, sich diese törichte Reise auszudenken. All diese Reisen, mehr als zwei Monate fern von zu Hause! Zugreisen, Seereisen, Autofahrten und all das merkwürdige Essen. Aßen diese Menschen auf Java nicht sogar ein Tier, das sich von Ameisen ernährte?

Auf den Fotografien meiner Mutter aus ihrer Kindheit sind nur sie und ihr Vater zu sehen. Als ich die Bilder als Kind sah, kam mir das nicht weiter komisch vor, doch je älter ich wurde, desto mehr faszinierte es mich. Warum war da keiner ihrer Brüder mit auf den Fotos? Nahm Agni Sen seine Söhne nirgends mit hin? Wo war seine Frau während all der Reisen?

Ich habe meine Großmutter nur zweimal gesehen, einmal als Kleinkind und dann im Alter von sechs oder sieben Jahren. An das erste Mal habe ich keine Erinnerung, beim zweiten Mal, erinnere ich mich, musste ich würgen, weil es in ihrem Zimmer faulig und irgendwie chemisch roch. Ihre Haut war wie verdorbener Teig, und die ganze Zeit, die wir bei ihr saßen, beschwerte sie sich mit schriller Stimme, sie bekomme nichts Rechtes zu essen, die Schwiegertöchter seien Hexen und die eigene Tochter auch nicht besser. Meine Mutter blickte finster drein und sagte mir immer wieder, ich solle draußen spielen gehen, aber Großmutter befahl mir, im Zimmer zu bleiben. Als wir endlich aufstanden, um zu gehen, griff sie in ihre Bluse und zog einen verkrümpelten Rupienschein hervor, den sie mir in die Hand drückte. Er war noch warm von ihrer Haut, und es fühlte sich an, als berührte ich sie. Ich ließ den Schein fallen und rannte hinaus, den Gang und die Treppe hinunter und aus dem Haupteingang auf die Straße, und da erst atmete ich aus und nahm einen großen Zug Stadtluft mit dem Geruch heißen Öls aus einem nahen Samosa-Laden. Meine Mutter kam eine Minute später, nahm meine Hand und zog mich von der Straße weg. »Glücklich?«, sagte sie. »Du wolltest doch nach Delhi, oder?«

Gayatri war so viel jünger als ihre fünf Brüder und erst

zehn, als der Letzte von ihnen heiratete. Das Getümmel und die Feierlichkeiten der Hochzeit, die Unmengen Blumen, die Shehnai-Spieler hoch auf einer Plattform über einem reich geschmückten Tor, all das gehörte zu ihren lebendigsten Erinnerungen. Begeistert hatte sie vor der rot-goldenen Braut gestanden und gerufen: »Ich will auch heiraten! Ich will eine Braut sein!« Die Ironie ihres kindlichen Wunsches konnte sie natürlich nicht erahnen.

Gayatris Tanz- und Musiklehrer wurden direkt nach dem Tod ihres Vaters entlassen. Die Familie entschied, dass sie ohne Verzögerung zu verheiraten sei, eine junge, vaterlose Tochter war eine zu große Verantwortung für ihre Brüder. Was als Nächstes kam, stellte mein Vater als Romanze dar, die er immer wieder gern erzählte, jedes Mal mit neuen Ausschmückungen. Meine Mutter hörte mit unbewegter Miene zu und fuhr mit den Fingern auf ihrem Sari herum. Mein Vater erzählte, wie sich die Kunde, dass ein passender Mann für sie gesucht wurde, ausbreitete. Verwandte schlugen mögliche Kandidaten vor – nicht viele, weil es hieß, meine Mutter sei *taze*, scharfzüngig und overschlau, im Übrigen tanzte das Mädchen auch noch und nahm Gesangsunterricht. Und wer wusste, was sie während ihrer Reisen angestellt hatte? Warum nur musste ein junges Mädchen Ozeane überqueren? Es war alles etwas zu viel. An dem Punkt unterbrach mein Vater seine Erzählung, sah sie an und sagte: »Ich hatte nie Angst vor Verstand und Temperament. Was ist eine Frau ohne Verstand?«

Mein Vater war schon vor der Heirat ein regelmäßiger Besucher im Haus meiner Mutter gewesen. Wann immer er nach Delhi kam, sah er nach seinem alten College-Professor Agni Sen und hatte auch meine Mutter über die Jahre